

(Nachdruck verboten.)

23]

Drauf los!

Roman von Jonas Lie.

Nejer hatte gehofft, etwas so Großes nach Hause schreiben zu können!

„Ach,“ rief er bitteren Tones, „es ist ja eigentlich gleichgültig, was aus mir wird . . . aus einem Menschen, der allein durch die Welt geht . . . einsam wie ein Hering, der im Meer versprengt worden . . . hinauf und hinab . . . oder auf den Grund . . . damit nimmt's die See nicht so genau!“ Er bohrte sich die Knöchel in die Schläfen . . .

Vor Sara Nördam hatte er genug geprahlt . . . und nun stand er da! Und wer frug die Schuld?

Er sah das schöne Gesicht des Steuermanns Lind vor sich, und zwar nicht gerade mit sanften Gefühlen.

„Die Schuld? Ha, ha, ha! Natürlich Du selbst, Du eingeleiteter Dummrian, der Du Dich ganz aufessen läßt von Deinen Kameraden und Freunden, die nicht einmal bemerken, daß sie Dein ganzes Steuermannsexamen in die Tasche stecken . . . Ha, ha, ha! Du Esel!“

„O du mein, Zuhl, was giebt's denn?“ sagte Walla, welche über das unheimliche Gelächter erschrocken war und den Kopf zu der Thür hereinsteckte.

„Nichts, Madame Wahl! Ich dachte bloß an etwas Lustiges, und so will ich mir nun einen langen Spaziergang gönnen!“

„Und wie ist es denn eigentlich mit der Prüfung gewesen? Ich sollte Sie wohl schon Steuermann titulieren . . .“

Er war aber schon zur Thür hinaus.

Er lief durch die stürmische Regennacht und beachtete nicht sehr den aufgeweichten Schnee, der ihm bis über die Stiefelschäfte reichte. Sein Kopf wurde immer klarer, je länger er ging, und nach und nach trat bei ihm stets das echte Zuhlgesicht mit dem schärfsten Steven, welches das Gesichtsnetz jemals produziert hatte, hervor.

„Entweder machst Du den Tanz noch weiter mit,“ sagte er sich zum Schluß, „oder nicht! Willst Du aber forttanzen . . . so soll doch jedenfalls ich es sein, der mit den andren tanzt, nicht ein anderer, der mich herumschwingt und wirbelt . . . Man wird schon sehen, daß die Weide zäh ist!“

„Drauf los und weiter! Im nächsten Herbst Prüfung . . . auf den Schilling achten . . . und mag blank sein, wer da will, — Nejer Zansen Zuhl wird nicht blank sein und nicht von den andren sich aufessen lassen . . .“

„Hoho, nun weiß ich, wo die Haie ziehen, — sollte ich denken!“

In den Wochen nach der verunglückten Steuermannsprüfung arbeitete er tüchtig im Hasen draußen, um seiner Schulden ledig zu werden. Er wollte sein Verdeck rein haben, ehe er fortreiste.

Es war am Tag vor der Abfahrt des „Alert“. Bei den Nördams war Nejer nicht mehr gewesen, seitdem er das Holzspalten aufgegeben. Daß Steuermann Lind manchesmal hintam, war ihm nicht entgangen; allein was socht das ihn an?

Er hatte sich jedenfalls lang mit sich selbst beraten, ob er einen Besuch machen, Abschied nehmen und für alles danken solle, ehe er wegfuhr . . . Die Haubitze war ihm gegenüber freundlich gewesen . . . und es wäre vielleicht auch puzig zu wissen, wie die Tochter sich benehmen würde, da er nun beim Examen durchgefallen . . . man erfährt dergleichen immer . . . Walla, die arme, wandte ihren alten braunen Mantel, je nachdem der Wind blies, und man klatschte in der Stadt! Die Alte war nach der Geschichte gegen ihn ganz schein und mißtrauisch geworden . . . spielte auf „Bezahlung“ lange vor der Zeit an und äußerte sogar etwas vom Vorschuß . . . Armer Teufel . . . Das war nun einmal ihre Natur . . . In den leichten Federn merkt man zuerst, woher der Wind weht!

Nejer war froh, daß er mit ihr abgerechnet und ihre Seele beruhigt hatte.

Zu den Nördams ging er am Vormittag und einer der Knaben führte ihn herauf zum Kanonier, der krank im Bett lag.

„Der März, der März, guter Freund,“ rief dieser Nejer entgegen, „da fährt einem die Gicht in den Stelzfuß . . . Gätte denselben an Bord ganz gut als Barometer aufhängen können, — da hätte der alte Konrad Nördam nicht erst „Au!“ sagen müssen. . . . Au, au!“ Er rückte sich im Bett. „Das Bein fror mir ab, als der Engländer uns zwischen den Eisstücken des Stagerak einfiel; aber los wurde ich darum die Gicht doch nicht. . . . Ja, ja, diese Geschichte machte damals einen tolldreisten Gast zum Dannebrogsmann. . . .“

Nejer mußte ihn im Bett aufrichten, wobei er allerlei „Uh!“ und „Au!“ ausstieß. . . .

„Das Steuermannsexamen ging Dir dieses Jahr in Stücke, guter Freund, — obgleich man Deine Begabung lobte. . . . Ja, ja, wir stranden, der eine hier, der andre dort. . . .“

„Der „Alert“ segelt also wieder ab. . . . Ein rarer, netter Mensch, dieser Steuermann Lind . . . vergißt nicht die alten Freunde aus der Zeit, in der er hier als Bub herumliefe . . . will herkommen, mir heute abend Lebewohl sagen . . . unterhält sich damit, hier zu sitzen und einen alten Schiffsgast vom „Volland“ erzählen zu hören . . .“

„Anappe Zeit, wie ich merke,“ sagte er, als Nejer mit einem Male aufstand. „Ja, ja, ja . . . also lebe wohl, lieber Freund! Es wird ein hübsches Stück vom Sommer verfließen, ehe all das Holz zu Ende ist, daß Du bei den Nördams gepaltn hast!“

Drunten fand er Sara, offenbar überrascht durch sein Kommen.

Er kehrte seine breite, selbstbewußte Manier hervor; die fünf Minuten lang, die er sie zu stören gedachte, würde ihr Hochmut ihn wohl ertragen; er konnte nichts dafür, daß er nicht der Steuermann Lind war.

„Ich wollte nicht adreisen, ohne von Ihrem Vater Abschied genommen zu haben, — der alte Herr war diesen Winter gegen mich freundlich, — und von Ihnen auch, Jungfrau! Der „Alert“ fährt nun wieder aus. Ich blieb hier in meiner eignen Großthuererei hängen. . . . Das kann aber einem Menschen, der „nur knapp allein für sich zu sorgen hat“, wie Sie sagen, ziemlich einerlei sein!“

„Ach, Nejer . . . Zansen . . . Zuhl holt das schon wieder nach!“ Sie schnarrte das „Nejer“ zum Scherz heraus. „Er hat ja immer noch seine . . .“

„Seine stolze Nase übrig, meinen Sie. . . . Nein, nein, auf die müssen Sie öfters schlagen, um sie flach zu kriegen. Es ist ihr nur geworden, was ihr gebührte, und das hätte sie früher schon wittern sollen!“

Sie sah ihn eine Zeit lang forschend an und dann senkte sie die Augen.

„Ich bin überzeugt, daß im Gegenteile Sie jemand an der Nase herumzog und daß es Ihnen dadurch bei der Prüfung schlimm ging — anders begriffe ich es nicht!“

Das war ja förmlich eine Begebenheit für Nejer, daß Sara so viel Zutrauen in ihn setzte.

Während sie vor sich niederschaute, betrachtete er das schöne Haar, welches außen dunkler und innen heller war, weshalb es auch in den Flechten abwechselnd blond und braun ausfiel, und ihr Gesicht, welches einen eigentümlich guten, nahezu verschämten Ausdruck trug.

„Ach, nichts leichter, als dem Teufel alle Schuld aufzuladen; mag jeder Rücken die seinige auf sich nehmen. . . . Und nun vielen Dank für all die Schalen Kaffee, die Sie mir geschenkt haben, — ich wollte auf diese nicht verzichten und wenn man mir die ganze Steuermannsprüfung dafür schenkte. . . . Und so leben Sie wohl, Jungfrau Nördam!“

Er wagte es, sie an der Hand zu fassen und ging dann hastig fort.

Aber auf dem ganzen Weg sah er noch ihren festen Blick mit so wunderbar schönem Ausdruck auf sich gerichtet, als wollte sie ihm ohne Wort einen Wunsch oder einen Rat mit auf die Reise geben.

Auf dem „Alert“ unten befand sich alles in voller Thätigkeit. Die Wasserküffer lagen gefüllt auf der Seite. Der Steuermann stand mit einer Tabakspille im Munde und war ganz damit beschäftigt, der Mannschaft Anweisungen betreffs des Schmierens und Löfens der Seelinge und des Klar-

machens des Fischtakels zu geben, damit der Anker am nächsten Morgen gehiebt werden könne.

„Vergeht nicht, mich heute abend um elf Uhr mit der Felle bei der Brücke zu erwarten!“ sagte er mit kurzem Nicken, als er Rejer erblickte.

Rejer begab sich an die Arbeit und griff zu wie ein Bär. „Der Kanonier weiß, was er thut, wenn er einen Steuermann zu sich lädt!“ murmelte er mit verbissenem Grimm, in Erinnerung an das, was ihm der Alte über die Lehren, die er seiner Tochter gab, mitgeteilt hatte. . . . Wenn man sich plagt und racker, entflieht man seinen Gedanken. . . . Drauf los!

10.

So früh in der Jahreszeit, daß das Eis noch gar nicht recht in Bewegung gekommen, bei regnerischem, stürmischem Wetter, echtem Nordseewetter, voll von Nordwestböen und Hagelschauern ging Mert hart am Wind mit einer Roheisenladung nach Cardiff hinab.

Der Bootsmann hinkte ganz gichtisch herum und behauptete, es liege Schnee in der Luft. Er hatte stets den Plan, auf dem Land eine Seilerbahn zu errichten — aber er konnte eben nicht widerstehen, wenn Steuermann Vind in seine Stube trat und sagte:

„Nun, Jakobsen, jetzt pflügen wir bald wieder die See!“
 „Ich nicht, Steuermann! — Sie wissen. . .“
 „Schnidschnad, Jakobsen!“
 „Sie wissen, das mit der Seilerbahn. . .“
 „Dazu braucht man Geld!“
 „Um. . . bitterkalt in der Luft draußen. . . die Gicht!“
 „Eüdlisch von der Linie bratet sich das aus. . . Ich schicke Ihnen eine Flasche Arrak mit Gewürznelken, Jakobsen! Zu einer Schwigkur! Kommen sie dann zu mir und sagen Sie mir, ob es geholfen hat!“

„Ja wohl, Steuermann! Um. . . und wann gehen wir — ich meine — wann geht der Mert. . .“

„Hab' ich Dich gefangen, Du. . .“
 Der Steuermann blinzelte und Jakobsen blinzelte. Jakobsen wäre ein unglücklicher Witwer geworden, wenn die Schute wirklich ohne ihn in die See gestochen wäre.

Die Mannschaft war so ziemlich die gleiche geblieben, fast lauter Leute aus der Gegend von Laurvig und Stavärn bis über Ny-Hellesund hinaus. Der Steward war aus dem Hotel von Laurvig gekommen, und der Schwede, den man seiner Zeit in Götteborg geheuert, der aber im Winter niemals die Möglichkeit fand, in die Heimat hinüberzukommen, „spielte wieder wie ein Radelhahn vorn auf der Vack“, wie der Zimmermann sagte.

Ob nun Rejer in der Teerjacke und dem Südwester auf dem Deck auf und ab stampfte, während die Wogenkämme sich bis zur Höhe des Besanbaums erhoben, oder ob er in stockfinsterner Nacht während der Hundswache beim Ruder stand, zwei Dinge waren für ihn eine unerschütterliche Gewißheit: erstens, daß er diesmal nicht ohne Feuer nach Hause kommen würde, und dann, daß er die lange Reise benutzen wolle, um zu studieren und die Navigationskunde, die er für die Prüfung brauchte, praktisch durchzunehmen.

Die Backbordwache war abgelöst und unter Deck gekrochen. Bis Mitternacht hatte sie es arg genug gehabt; jetzt ließ aber die Bö nach und zwischen den hinjagenden Wolken erschien manchesmal der Rand des Neumondes. . . . Es war nun der fünfte Tag auf der See; Rejer hatte während der Hundswache das Steuerruder zu lenken.

Es wunderte ihn ein wenig, den Steuermann noch auf dem Verdeck zu sehen. Derselbe wanderte im Lub auf und nieder; seine Pfeife beleuchtete im Dunkel seine Nase. Hier und da stand er bei den Besan- oder Großwanten still und schaute hinaus.

Wahrscheinlich war es das Wetter und der Mondwechsel, was er ins Klare bekommen wollte; denn er sah immer lang hinaus. . . . Lächtiger Mensch! Seemann durch und durch. . . geht nicht in die Koje, ehe er sein Wetterbesteck in Ordnung gebracht hat!“ dachte sich Rejer.

Er ließ joben das Schiff nach einer Sturzsee absallen, als der Steuermann plötzlich an seiner Seite stand.

„Hör einmal, Rejer,“ sagte er leise und klopfte die Pfeife an seinem Anie aus, „habe ich mir dreißig oder achtunddreißig Thaler von Dir ausgeliehen?“

„Erinnern Sie sich denn nicht, achttund. . .“
 „Schon recht; ich beschäftigte mich nur damit, meine Schulden jetzt aufzuschreiben. . . viele Posten, kann ich Dir sagen! Dafür habe ich nun zwei Jahre vor mir, um sie zu-

sammen zu tragen und zu scharren! Ich will keinen Schilling mehr auf dem Land verbrauchen. . . will mich hängen lassen, wenn ich nicht knidere und abzwade, daß alles kracht. So werde ich als gefetzter Mann heimkommen! — Weißt Du, Rejer, Du solltest jetzt auch ein wenig auf Dein Geld schauen!“

„Hab' mir's so gedacht, Steuermann!“
 „Na, werden das zwei Geizträgen werden, — Kapperdürr und trocken, daß man mit uns Feuer anreiben könnte! — Sag' mir, Rejer. . . Du warst ja auch bekannt mit dem Kanonier?“

„Warum fragen Sie?“ lautete die scharfe Erwiderung.
 „Glaubst Du, daß jemand im Ort — um die Tochter herumjäherwenzelte?“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Hafersstudent.

Skizze von W. Schöller.

„Warum gehst Du denn nicht nach Haus?“
 Also frug der Herr Ordinarius der ersten Lateinklasse den im Schulzimmer zurückgebliebenen Niederleitner Pepi.

Der rüßte unruhig auf seiner Bank herum; von den Gängen her hört man das Getrappel der entlassenen Jungen, die nun zum Mittagessen rennen.

Herr Roder hat wirklich seine Not, aus dem Jungen etwas herauszubringen.

„Ob er halt net über Mittag hereinbleiben dürft“, er thät' scho' arbeiten, weim's halt der Herr Professor erlauben thät.“ Der schüttelt den Kopf. Nein, nein, er könne zu Hause auch arbeiten. Ueberdies müsse man, um ordentlich arbeiten zu können, auch ordentlich zu Mittag essen.

Der Herr Professor ist ein gar vernünftiger Mann. Für einen Bauernbuben aus dem Pflzthal sieht der Pepi auch recht schwächlich aus. Wenn der langauschießende 12jährige Bub nig ist. . . wer weiß. . . mit dem Arbeiten war's ja so wie so net weit her. . . fleißig wär' er ja. . . aber das Begreifen. . .

Herr Roder nimmt seinen Hut und seinen Stock. „So, jetzt gehst mit!“

Der Bub schnallt seine Geste, seine Federhalterstachel und seine abgegriffene lateinische Grammatik mit dem Riemen zusammen, so schnell er kann, und nimmt den steifen Hut ängstlich in die Hand.

Sein Lehrer fordert ihn auf zum Mitgehen! Das ist eine grobe Ehre für ihn. Er wagt kaum, mit dem großen, schlanken Herrn Schritt zu halten. Dös wenn die andern seheten! Die würden ja plagen vor Reid. Besonders der Leuze Hans, der Sohn von dem reichsten aller reichen Getreidehändler, der mit ihm auf der letzten Bank saß und ihn, wie er mir konnte, maltraktierte.

Schweigend gehen die beiden durch die hallenden Gänge des ehemaligen Klosters.

„Also, warum willst net zum Mittagessen heim,“ beginnt der Lehrer von neuem.

„Weil ich heut keinen Kosttag hab,“ kommt verlegen die Antwort.

„Um, hm,“ murmelt der Professor und zwingt sich zu einem Lächeln. „Also deswegen! Am Donnerstag hast keinen Kosttag. Hast denn kein Geld, um. . .“

Der Junge wird blutrot.
 „Nein.“

Zwischen sind sie ins Freie getreten. Der Pepi hat auf einen Bunt seines Gefährten gewagt sich zu bededen.

Ein komisches Paar! Der ältliche, ziemlich elegante Junggeselle mit dem Bauernbüßel, der mit seinen langen Weinleibern und seinem steifen Herrenhut wie eine Karikatur wirkt.

Bei einem Fleischerladen hält der Herr Professor an. „Magst'n Leberkäs oder an Pressad?“

Das ist zu viel der Ehre. Dem kleinen Kerl schnürt's das Herz zusammen. Der große Wohlthäter — denn das ist er in den Augen Pepis — wartet den Entscheid gar nicht ab. In wenigen Minuten verabschiedet Roder seinen Schützling und überreicht ihm, sein einpapierelt, eine mächtige Schnitte von dem verheißenen Leberkäs, der noch warm aus seiner Umhüllung duftet. —

Beim Fischerbräu, in dem Herrenstübel, trifft der Herr Gymnasiallehrer einige seiner Kollegen, die ebenfalls hier ihre Mittagsmahlzeit einzunehmen pfliegen. Bald kracht unter seinen Händen ein röcher Schlegelbraten. Ein bliger, feißiger Kartoffelsalat schmiert gewissermaßen den Gaumen für die herbe Kost.

Nach dem Essen beginnt die Disputation. Der dicke Professor Eichhorn beginnt den Reigen: „Donnerwetter, war das wieder ein Saufessen! Mit den Leberknödeln hätte man ja mannsbilde Mauern einschleichen können.“

„Sie, Genz!“, ruft er der bierschrötigen Hebe zu, „so ein Essen verbit' ich mir, sagens das nur der Frau Birnin, haben's g'hort!“
 Der junge Assistent Niedermeier fügt hinzu: „Dös Bier. . . o jeh. . . und 18 Pfennig die Halbe! Schauen's nur her, dös liegt ja drinn im Glas wie ein toter Hund. . .“

Da öffnet sich das mattgläserne Schubfenster, das zur Küche führt. Der rote Kopf der Wirtin erscheint in der Oeffnung, und ein Qualm von Schmalzgebäudenem spült in den Gastraum.

„Wenn's den Herrn nimmer paßt, ua müßens halt schaug'n, daß wo anders um 60 Pfenning besser essen kunn!"

Das Schieb fenster knallt wieder zu. Die Herren sind ganz ruhig geworden.

Der Assistent trinkt noch einer Weise mit seinem miserabeln Bier Herrn Roder zu. „Proßt!“ „Proßt, Herr Kollega!“ Die andren lassen sich die Gelegenheit nicht entgehen, mitzutrinken. „Proßt!“ hallt es in der Stube. Die Stimmung wird besser. Nach einigen angstlichen Blicken auf das Schieb fenster setzt die Unterhaltung wieder ein. Herr Roder erzählt das Erlebnis mit seinem Schüler.

„Was, laust haben's ihm was? An Leberläs? Aber Herr Kollega! Sie kenne sich noch schlecht aus! Wenn's erst einmal dreizehn geschlagene Jahre dahoden in dem verfluchten Nest, dann laufen's auch kein Leberläs mehr für die Bauernrammel, für die g'icherten! Wer zu schwach zum arbeiten ist, der soll in die Stadt rein zum Studium! Dann loßt' der Herr Filius wenigstens nix! Unfre Bürgerleut machen sich ja fast schon einen Sport draus, an jedem Tag einen andern Haserlstudenten abzufüttern. Wenn's dann nur wenigstens nicht grad die allerdümmsten reinjucheten! Aber ohne Auswahl!“

Roder schweigt. Er ist zwar nicht überzeugt von den Ausführungen seines Kollegen, aber —

Jahre sind vergangen. Aus dem Gymnasiallehrer Roder ist ein eisgrauer Professor geworden, der sich längst nicht mehr abmüht, den kleinen Vüberln die Deklination von „mensa“ beizubringen. In den oberen Klassen lehrt er nun die Feinheiten des ciceronianischen Stils.

Zur Zeit genießt er seine Sommerferien an den Abhängen des bayerischen Waldes in dem romantischen Hlthal.

Ein thaurischer Morgen hat ihn hinausgelockt in den mächtigen Hochwald, der die Höhen säumt.

Langsam folgt er dem schmalen Pfade, der durch das urwaldähnliche Gestrüpp des Forstes zu der Totenwiese leitet.

Bald liegt der sichtenumrauschte, grüne Plan vor seinen Blicken. Ein eigentümlicher Brand ist es, der dieser Waldwiese den Namen gegeben hat. Eine Sitte, welche die Dörfler von ihren Altvordern übernommen haben. Ein Brett, auf welchem der Leichnam eines Familiennichtlings aufgebahrt gelegen, wird von den Hinterbliebenen als Sedenklafel an einsamen Waldplätzen aufgestellt. Roder ist bei der Totenwiese angelangt. Einige zwanzig Bretter ragen nicht ganz mannshoch aus dem Rasen. Weiß getüncht, stehen sie scharf von dem fatten Grün des Rasens ab. Der alternde Mann schreitet von einem dieser merkwürdigen Denkmäler zum andern und liest die aufgemalten Inschriften, die ähnlich wie auf Leichensteinen von dem Toten berichten. Ein naives Gedicht, manchmal auch ein vom Dorfmalter kindlich ausgeführtes Bild schildern die Ursachen des Todes in drastischer Weise.

Vor einem dieser „Marterln“ bleibt Roder länger stehen, obwohl es weder Spruch noch Bild trägt.

Der echt niederbayerische Name, der auf der Gedächtnistafel steht, hat sein Interesse wachgerufen. Niederleitner Josef! Es war ihm, als hätte er den so benannten Toten gekannt. Er besann sich hin und her. Am Ende einer seiner Schüler. Und richtig, so ist es auch! Ja, Herr Roder erinnert sich sogar noch der Leberläs-Geschichte ganz deutlich. Während er gedankenvoll das Totenbrett betrachtet, steht er im Geiste das kleine Bauernbühl vor sich stehen. Zu sonderbar, hier auf der Totenwiese seinen Namen zu finden. Am Ende ist's doch eine Verwechslung. Auf jeden Fall will er im Dorfe fragen.

Der Professor schreitet weiter: Der Wald nimmt ihn wieder auf. Der Niederleitner Pepi will ihm nicht aus dem Sinn kommen. Der arme Kerl! Drei lange Jahre hatte er sich mit der lateinischen Sprache geplagt, ohne etwas zu erreichen. Dann war er weggeblieben. Roder hatte seinen Schützling nicht mehr gesehen und nicht weiter mehr an ihn gedacht. Nun erinnerte ihn urplötzlich die Sedenklafel der Totenwiese an den kleinen Haserlstudenten.

Dem Herrn Professor ist durch dieses eigentümliche Erlebnis die heitere Laune beeinträchtigt worden. Es läßt ihm keine Ruhe mehr, bis er nicht Gewißheit erhalten hat. Er will den ersten besten Dörfler nach dem Niederleitner fragen.

Auf der Landstraße hocht der „Steinklopfertisch“ bei der Arbeit. Roder spricht ihn an. Ob er nichts erzählen könne über den Niederleitner Joseph, dessen Name auf der Totenwiese verewigt ist? Der alte, wetterharte Mann blinzelt von unten herauf nach dem Stadtherrn, während er den kurzfüßigen Hammer beiseite legt. Bedächtig nimmt er eine schichtige Pfeife aus dem Brusttaschen.

„Ja, ja, der Niederleitner! Mit dem hat es so seine eigne Bewandnis! Er war ein Studierter, wenn auch die Herrlichkeit nicht lange gedauert hat! Aber zur Arbeit ist er halt doch verdorben g'wesen. — Er mag wohl schon ein Jahr her sein, seit er spurlos verschwunden is. Er war a bissl a spinnarter Kerl, der gern lateinisch diskuriert hat: d' Leut' haben ihn dann verkampelt, wo er sich nur hat blicken lassen. Da, auf einmal war er weg! Die ersten Tage wird man's wohl gar nicht g'merkt haben, daß er abgeht. Er war ja net viel zum brauchen der „Lateinerseppel“! — Nach ein paar Wochen haben's n dann g'funden draßen bei Passau, die Hl hat n angeschwenmt g'habt. Ob er jetzt neing'fallen ist, oder ob er . . .“

Die Erzählung des Steinklopfers endigt mit einem Achselzucken. Still wandert der Herr Professor dem Heimatdorfe des Haserlstudenten zu —

Kleines Feuilleton.

ad. Monarchen von ehemals auf der Brautschau. Nach biblischer Uebersetzung ließ der Perferkönig Ahasverus, nachdem er seine erste Gemahlin Balthi verstoßen hatte, die schönsten Jungfrauen aus allen Teilen seines Landes in Susa zusammenbringen, um die Schönste der Schönen zu einer neuen Gattin zu erkiesen, und wählte, nachdem er eine nach der andren immer eine Nacht bei sich gehabt hatte, das reizvolle Jüdenmädchen Esther zur neuen Königin. Diese originelle Auslese kann nun freilich nicht als historisch beglaubigt gelten; dagegen gehören ganz entsprechende Methoden zu den feststehenden historischen Thatfachen. So ließ der byzantinische Kaiser Theophilus (829—842 n. Chr.), als er aus Heiraten dachte, eine größere Anzahl adliger Schönheiten aus allen Provinzen nach Konstantinopel bringen. Eines Tages wandelte dann der Kaiser langsam zwischen zwei Reihen konkurrierender Mädchen hindurch, in der Hand einen goldenen Apfel, der der Auserwählten überreicht werden sollte: Theodora war der Name der Siegerin. Ein analoges Verfahren hat in Rußland bis weit in die Neuzeit hinein bestanden. Als zum Beispiel Zar Basilij Iwanowitsch (1505—1533) heiraten wollte, wurden 1500 junge Mädchen vom Adel für ihn zusammengebracht. Nach einer vorläufigen Auswahl wurden 500 davon nach Moskau geschickt. Hiervon schieb der junge Fürst zunächst 300 aus, dann 200, 100, bis schließlich 10 übrig blieben, die sozusagen in die Stichwahl kamen. Nachdem diese von Ärzten und Hebammen untersucht worden waren, wurde die schönste und gesundeste darunter zur Zarin auserkoren. Sie, wie der zukünftige Schwiegervater des Zaren, nahm nur einen neuen Namen an, und ihre sämtlichen Angehörigen bildeten die neue „Umgebung“ des Zaren, d. h. sie teilten alle hohen Ämter unter sich und regierten die Häuslichkeit des Monarchen, sowie den Staat. Sie verdrängten Minister und Fürstlinge, diese suchten natürlich ihre Macht wieder zu erobern und schenken öfters nicht davor zurück, die kaiserliche Verlobte auf gut moskowitzisch rechtzeitig durch Gift oder andre bewährte Mittel zu beseitigen. Das hinderte aber nicht, daß der merkwürdige Schönheitswettbewerb jahrhundertlang fortbestand. —

ss. Ueber die Opferkessel des Riesengebirges enthält das soeben erschienene Heft der „Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft“ eine kurze Abhandlung von H. Grammer. Die Erörterung über diesen interessanten Gegenstand hat ihren Ausgang von der Vereisung des Riesengebirges genommen, die sich an den diesjährigen deutschen Geographenlag in Breslau anschloß. Die Opferkessel sind meist runde Vertiefungen von der Form einer flachen Wanne, die einen Durchmesser bis zu einem Meter haben und von verschiedener Tiefe sind. In den älteren Beschreibungen des Riesengebirges wurden diese im festen Fels auftretenden Becken als Werke von Menschenhand angesehen. Daher schreibt sich ihre Benennung, die darauf hindeutet, daß sie zur Aufnahme des Opferbluts bestimmt gewesen seien. Die wissenschaftliche Erforschung ist von diesem Glauben abgegangen. Professor Berendt erklärte sie als Gletschertöpfe, wie sie sich in andren Ragen und unter andren Verhältnissen in den Rändersdorfer Kallbergen östlich von Berlin oder im berühmten Gletschergarten zu Luzern finden. Diese Auffassung war bedeutungsvoll, da sie eine ausgebreitete Berggletscherung des Riesengebirges während der Eiszeit zur Voraussetzung hatte. Die Gletschertöpfe entstehen bekanntlich dadurch, daß sich das durch eine Gletscherspalte auf dem festen Gesteinsboden niederfallende Wasser allmählich in diesen eingräbt, fast immer oder überhaupt immer unter Mitwirkung von Geröll, das dem Wasserstrudel die einschleifende Kraft verleiht. Auf diese Art entsteht in dem festen Fels des Bodens ein kesselartiges Loch. An den Gletschertöpfen sind, wie man das an den beiden genannten Stellen besonders schön beobachten kann, die Spuren der allmählichen Anschleifung noch deutlich erkennbar, indem die inneren Wände der Vertiefung wie poliert erscheinen und auch oft spiralförmige Bindungen aufweisen; außerdem finden sich nicht selten auf dem Boden eines solchen Topfes ein oder mehrere runde Steine, die eben die Vertiefung unter dem Einfluß eines Wasserwirbels geschaffen haben. Von diesen Eigenschaften echter Gletschertöpfe ist nun an den Opferkesseln des Riesengebirges wenig zu beobachten. Man könnte daraus allein aber noch keinen blindigen Beweis gegen eine derartige Entstehung herleiten. Wichtig aber ist die Thatfache, daß jeder Opferkessel eine Abflussrinne besitzt, von deren Tiefe auch die Tiefe der Kessel abhängt. Bei echten Gletschertöpfen, die gewöhnlich ganz unvernünftig im Gestein auftreten, kann eine derartige Verbindung höchstens als Ausnahmefall statifinden. Die Opferkessel des Riesengebirges sind daher auf andre Weise entstanden zu denken, und zwar sind es wahrscheinlich Verwitterungsercheinungen im Granitfels, die immer an Spalten im Gestein gebunden sind, da diese der Verwitterung einen besonders günstigen Angriffspunkt bieten. Die Opferkessel sind bisher von drei Stellen des Riesengebirges bekannt; bei Lauenendorfer, bei dem Adlerfels unweit Schreiberhau und auf dem Vorberge des Knaast. Es sei noch erwähnt, daß eine Berggletscherung des Riesengebirges während der Eiszeit in der That stattgefunden hat, die aber nach den Untersuchungen des Breslauer Geographen, Professor Parisch, keine erhebliche Ausdehnung besessen hat. —

Theater.

Schall und Rauch! Eröffnungsabend. — Als „Schall und Rauch“ gegründet würde, amüsierten wir uns vortrefflich. Die Hauptkosten der Unterhaltung bestritten damals die Schauspieler. Karikaturen bekannter Bühnendichter und Darsteller, Erinnerungen aus der goldenen Schmierzeit, Sticheleien auf Premierenpublikum und Presse wechselten mit einander ab. Man amüsierte sich vortrefflich, traf in den Zwischenakten Bekannte, plauderte mit diesem Kollegen oder jener Schauspielerin und wenn man irgendwo durch gütlichen Zuspruch und milde Drohungen einen Vorstoß losgeeist hatte, kneipte man die Nacht durch. Die neue Institution war ganz famos, schon weil sie in gewissen Zwischenräumen das Durchbreiten zu einer Berufspflicht machte. Wohl hatte man am nächsten Morgen einen Anflug von Kater, aber es war kein gewöhnlicher Kater, der von moralischen „Zuständen“ begleitet ist, es war ein durchaus ehrenvoller, ein mummigänglich notwendiger Kater, den man gerne trug, da man damit der Kunst einen Gefallen that. Der Kater war zum erstenmal eine legitime Institution im Leben des Kritikers geworden. Brauche ich erst zu sagen, daß ich begeistert für die Sache schrieb?

Das ist nun alles anders geworden. „Schall und Rauch“ ist ein Theater geworden wie andre Theater mehr. Man amüsiert sich mitunter, langweilt sich häufiger, ganz wie in den andern Theatern. Schließlich geht man fort, erwischt den letzten Vorortzug und legt sich poeiflos nichtern ins Bett. Der Teufel hole das fabe Geschäft! Was den Reiz der ursprünglichen Abende oder Nächte ausmachte, war die Intimität. Leute vom Bau bildeten den Kern des Publikums; es war einmal ein gesellschaftlicher Mittelpunkt geschaffen und dann wurde auch die leiseste Anspielung verstanden und jeder Wiß, der sich über die eigne saure Arbeit lustig machte, wurde mit Jubel aufgenommen. Die Intimität ist nun dahin und damit ist der Hauptreiz verloren. Die Plätze können gekauft werden und sind noch dazu so teuer, daß Dichter, Schauspieler, Journalisten zc. sie im allgemeinen gar nicht zahlen können. Die sie aber zahlen können, bringen für die Satiren, die auf einen ganz engen Kreis berechnet waren, nicht das richtige Verständnis mit. Es fehlen die Voraussetzungen des Berufs, des Lebenskreises, der gemeinsamen Interessen — all' das fehlt, das früher das Echo gab. Ich fürchte sehr, daß die geschäftlichen Unternehmer von „Schall und Rauch“ sich verrechnet haben. Ich will Ihnen das Beste wünschen, das Allerbeste, aber ich fürchte das Schlimmste.

Der Raum, in dem die Vorstellungen stattfinden, ist sehr stimmungslos; man merkt die Arbeit eines Künstlers. Der Erfolg des ersten Abends war lau. Eine wirklich durchschlagende Nummer stellte nur die Gefängniszene dar, die von Frau K a h l e r brillant gespielt wurde. Ueber K e i n h a r d t s Parodie hätte man im geschlossenen Kreise gelacht; für eine öffentliche Aufführung war sie zu matt und in der literarischen Ausführung zu dilettantisch. Wir verzichten darauf, die einzelnen Nummern durchzugehen. Der Gesamteindruck war, um es noch einmal zu sagen, flau. —

E. S.

Musik.

Lily Koenen gehört seit einiger Zeit zu den Sängerinnen, die man bereits als eine der wenigen sowohl gesangstechnisch wie auch deklamatorisch echt künstlerischen Konzertgroßen kennt und anerkennt. Der reichliche Besuch ihres vorgestern (Mittwoch) gegebenen Konzertes konnte dies schon allein beweisen. Und gerade diese Künstlerin wirkt so gar nicht mit äußerlichen Mitteln; ja, ihre Beschränkung auf Ernstes, Gewichtiges, meist nur zwischen Gewaltigem und Geheimnisvollem abwechselnd, ist zwar ein künstlerisch richtiger Griff, erwirkt aber nach der sozusagen rein menschlichen Seite den Genuß. Man hat fast den Eindruck, als müßte sich die Künstlerin an diesem Wirisimus bald aufheben. Ihre mehr höhere als tiefere, aber doch echte Altstimme, von sonorstem Klang, ist vorzüglich gebildet. Nur manchmal möchten wir für die völlige Reinheit der höheren Töne nicht bestimmt einstehen, wenigstens dann nicht, wenn die Sängerin diese Töne, statt sie mit einem Mal einzusetzen, „hinauszieht“ und dabei zur richtigen Zeit noch nicht an Ort und Stelle angelangt ist. Ihre größte Kunst aber scheint uns in der Ausdrucksfähigkeit zu liegen, mit der sie niemals mehrere Töne mit gleicher Betonung aneinanderschließt, sondern immer Ton für Ton auch nach den Accenten abfließt. Das Gegenteil: die gleichmäßige Abfolge der Töne auch dort, wo ihre Entgegensetzung die Grundlage alles weiteren ist, bildet ja vielleicht das schwerste Maß in den gegenwärtigen Verhältnissen des musikalischen Vortragswesens. Und dann verfügt Fräulein Koenen auch über die Klangfarben, die zur Charakterisierung verschiedenlicher Gesangsstücke erforderlich sind. Am wirkungsvollsten erscheint sie uns in den mehr geheimnisvollen Liedern wie etwa in dem von den „Geistern am Mummensee“. Der Dichter dieses Liedes ist E. Mörike, dessen ungenügende Schätzung in der literarischen Welt jetzt ansehend in der musikalischen wieder gutgemacht werden soll; der Schöpfer der tüchtigen Komposition dazu ist Heinrich van Eylen, ein — wenn wir nicht irren — in Berlin lebender und aus einer holländischen Musikerfamilie stammender Tonkünstler. Ueberhaupt bringt Lily Koenen ein außerordentliches Programm; die Aufnahme einer modernen Leistung in dieses kann ganz wohl als

künstlerischer Ehrenzettel aufgefaßt werden. Zu all dem beschränkt sich die Königin der Kunst auf ihre eignen Leistungen, verzichtet also auf die mehr äußerliche Hilfe der Abwechslung durch Klavier-vorträge oder dergleichen. Dafür aber ist ihr Mitwirkender Waldemar Lütjoh (nicht Lütjoh, wie häufig gedruckt wird) einer der feinsinnigsten Pianisten; auch er versteht das, was so wenige verstehen: die Abstufung aller Töne schon nach ihren kleinsten Accenten. Dem 2. für 12. Januar angekündigten Konzert der beiden kam mit besonders freudiger Erwartung entgegengeesehen werden, hoffentlich wird die Künstlerin noch von andren modernen Liederkomponisten sich und ihren Hörern Erlebnisse bereiten.

Zwei Tage vorher war dem Referenten innerhalb der allabendlichen Konzertschlus auch der Besuch eines Recitations-Vortrages zu gefallen. Hätte ich Herrn Matthias von Erdberg zunächst rein akustisch besser verstanden, so würde ich anheimelnd manches Gute in seiner Kunst gefunden haben. Allein der Saal des Römischen Hofes ist dafür, wahrscheinlich insofern seiner Höhe und seiner glatten Wände, nicht günstig; die rein sprachtechnische Durchbildung des Vortragenden dürfte nur für die ruhigeren Stellen genügen; in den übrigen schädigt namentlich das sentimentale Hinausschlagen in hohe Laagen des Sprechtones bei bedeutungsvollen oder als bedeutungsvoll angenommenen Sätzen die Verständlichkeit. Ganz sicher kann man natürlich keineswegs sein, daß nicht eine Störung in einem selber das Verständnis hemmt; allein ich konnte mir auch durch den Wechsel meines Platzes im Saal nicht helfen und glaube bemerkt zu haben, daß auch Andere in ähnlicher Weise litten. So viel konnte ich jedoch immerhin aus Herrn Erdbergs Leistungen entnehmen, daß trotz einer nicht eben modernen Vortragsweise ein im Hören glücklicher Besucher seiner späteren Abende doch durch manches, nicht zuletzt durch die weitgepaunte Auswahl der Dichtungen, recht befriedigt sein mag. — sz.

Physikalisches.

u. Wie heiß ist die Acetylenflamme? Man macht sich gewöhnlich über die Temperatur der Flammen, welche wir zu unserer künstlichen Beleuchtung verwenden, keine rechte Vorstellung, sondern meint vielfach, weil solche Flammen Wasser bis zum Siedepunkt, also bis zu 100 Grad Celsius erhitzen, werden sie selbst auch nicht viel wärmer sein. Nun ist ja eine genaue Bestimmung von Flammentemperaturen auch für Fachleute sehr schwierig, aber immerhin ergaben die verschiedenartigen für die jetzt so vielfach angewandte Acetylenflamme angestellten Messungen, daß ihre Temperatur zwischen 1400 Grad und 2400 Grad liegen müsse, also jedenfalls sehr viel höher als die Temperatur des siedenden Wassers. Der Engländer Nichols hat mit großer Geduld eine Anzahl sinnerreich erdachter Messungen der Acetylenflamme vorgenommen und als Resultat derselben 1900 Grad festgesetzt. Um eine richtige Idee von der Bedeutung solcher Wärme zu bekommen, erinnere man sich, daß Eisen schon bei 1690 Grad, Gold sogar schon bei 1250 Grad schmilzt, also bei Temperaturen, welche noch um hunderte von Graden unter derjenigen der Acetylenflamme liegen. Die Temperatur des elektrischen Lichtbogens freilich ist wieder noch viel höher, sie wird nach den neuesten Messungen zu etwa 10 000 angegeben, und zu ähnlichen Resultaten gelangen die neuesten Berechnungen der Sonnentemperatur. —

Notizen.

- Heijermans Schauspiel „Hoffnung“ ist bei R. F. Köhler in Leipzig als Buch erschienen. —
- Die Sonntagsnachmittags-Vorstellungen im Berliner Theater beginnen am 13. Oktober; den Anfang macht Shakespeares „Othello“. —
- Ein Secessions-Theater mit internationalem Anstrich wird in diesem Winter in Warschau errichtet werden; es sollen nach einander spielen eine Pariser Schauspieler-Gesellschaft, ein deutsches Ueberbrettel-Ensemble und eine russische dramatische Troupe; daneben soll das Institut eine Pflanzstätte der modernsten Richtung des polnischen Dramas sein. —
- Richard Strauß's Musikdrama „Guntram“ errang bei der Aufführung im Neuen deutschen Theater zu Prag einen starken Erfolg. Strauß dirigierte selbst. —
- Die Kunstmalter Bernhard Pankof und Eugen Werner, sowie Direktor Krüger, alle drei bisher Mitglieder der Münchener vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk, sind zum 1. Januar 1902 als Professoren an die neue Stuttgarter Kunstgewerbeschule (Lehr- und Versuchswerkstätten) berufen worden. —
- Volkstümliche Hochschulkurse werden mit Beginn des Winterhalbjahres auch an der Königsberger Universität eingeführt. —
- Das Germanische Museum in Nürnberg erwarb bei der Versteigerung der Immenausstattung des v. Wespenschens Patrizierhauses in Aachen das mit kostbaren Gobelins ausgestattete Empfangszimmer für 57 000 M. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 13. Oktober.